

ausladend gedeihen könne, in dem sich aber letztlich jede Sinn-Verästelung geradewegs zu den ihr zugrundeliegenden Vorannahmen zurückverfolgen lasse (vgl. ebd.: 8f.). Interessanterweise erscheint diese Textform nicht etwa stringent linear, sondern ist durchaus zweidimensional organisiert – nur so lassen sich ›Wurzeln‹ und ›Äste‹ ja denken. Allerdings ist ihre Organisation nicht flach, sondern getragen eben von der Autorität von Ideen übereinander bzw. der Abhängigkeit allen Wissens von Prämissen, die ihnen als Wahrheitsbedingungen vorangestellt sind.

5.1 VERWURZELTE UND VERTEILTE TEXTE

Das Rhizom bzw. der rhizomatische Text wird dagegen als eine entschieden moderne, völlig flache und egalitäre Bühne des Wissens gedacht. Ganz in Übereinstimmung mit der Hypertexttheorie entwerfen Deleuze und Guattari hier das Bild von Texten, die zerstückelt und zerkleinert sind und deren Fragmente ihren Sinngehalt nicht etwa aus der Rückbindung an ›Stamm‹ oder ›Wurzel‹-Konzepte beziehen, sondern aus der machtfreien Interaktion miteinander. Dabei können einzelne dieser Bausteine durchaus miteinander verbunden sein, aber diese Verbundenheit impliziert keine Hierarchie in irgendeiner Richtung, und die ›Wurzeln‹ innerhalb des Rhizoms sollen viel kürzer und chaotischer verstrebt sein als jene des Wurzelbuches (vgl. ebd.: 9ff.). Während im Wurzelbuch Sinn (wie Flüssigkeit und Nährstoffe im tatsächlichen Baum) von den Wurzeln durch den Stamm ins Geäst geleitet wird, impliziert das Rhizom als Begriff eine Heterogenität semiotischer Einzelelemente, die ihre Bedeutung temporär aus einem variierenden Machtgefüge erhalten, anstatt sie in Form ihrer eigenen Genealogie mit sich herumzutragen:

Ein Rhizom verknüpft unaufhörlich semiotische Kettenteile, Machtorganisationen, Ereignisse in Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Kämpfen. Ein semiotisches Kettenglied gleicht einem Tuberkel, einer Agglomeration von mimischen und gestischen, Sprech-, Wahrnehmungs- und Denkakten: es gibt keine Sprache an sich, keine Universalität der Sprache, sondern einen Wettstreit von Dialekten, Mundarten, Jargons und Fachsprachen. Es gibt keinen idealen Sprecher-Hörer, ebensowenig eine homogene Sprachgemeinschaft. Die Sprache ist nach einer Formulierung von Weinreich »eine wesentlich heterogene Wirklichkeit«. Es gibt keine Muttersprache, sondern die Machtergreifung einer beherrschenden Sprache in einer politischen Vielheit. (Ebd.: 12)

Rhizome sind also im Gegensatz zum Wurzelbuch nicht ›gewachsen‹, sondern permanent im Zustand des Wachstums (und damit natürlich auch des partiellen Absterbens und Neugedeihens) befangen. Während Inhalte im Wurzelbuch punktuell lokalisierbar sind, funktioniert das Rhizom über Linien und Vektoren (vgl. ebd.: 14f.).

Das bedeutet zugleich, dass das Rhizom Sinnbrüche verkraften und auffangen kann, die dem Wurzelbuch seine Wahrheitsfähigkeit rauben würden. Erweist sich eine Wurzel-Prämisse oder ein Stamm-Gedanke im Wurzelbuch als Irrtum, gerät aus der Mode oder verliert schlicht aus irgendeinem Grunde die soziale Akzeptanz, dann kann damit das Buch als Ganzes hinfällig werden. Der Tod der Wurzel zieht den des ganzen Baumes nach sich. Das Rhizom hingegen soll als lebendiges Textsystem um solche ›Löcher‹ herumwuchern, oder sie mit neuen Inhalten in Form neuer Bindungen auffüllen (vgl. ebd.: 16f.). In Rhizomen könne es nach Deleuze und Guattari keine eindeutigen Urheberschaften geben (die ja ihrerseits selbst ein ›Wurzel‹-Phänomen wären), sondern nur Fluktuationen in den Verhältnissen zwischen Inhalten und Sich-Mitteilenden.

Das Wurzelbuch entstehe außerdem immer innerhalb eines Paradigmas der Kopie: Wurzelbücher zu schreiben – und die Zitationskultur in der Wissenschaft führt dies sehr plastisch vor Augen – heißt zwingend, aus anderen Büchern abzuschreiben. Wurzelbücher müssen in weiten Teilen als Reiterationen bereits bestehenden Wissens angelegt werden und bauen insofern aufeinander auf: Jedes Wurzelbuch kann seinerseits Wurzel von anderen werden. Entsprechend lässt sich der Zusammenhang zwischen solchen Texten als eine Genealogie von Ideen beschreiben. Das Rhizom soll dagegen keine solchen Gleichförmigkeiten aufweisen. Während Wurzelbücher sich entlang von Ähnlichkeiten und über Generationen von Texten andauernde Transformationserscheinungen in einen Stammbaum eingliedern lassen, ist die Wesensart des Rhizoms Originalität und Alterität, die sich nicht im Verhältnis zu einer ihr zeitlich vorangestellten Geschichte definieren, sondern aus den sich laufend verändernden Beziehungen zwischen Textfragmenten in der Gegenwart. Deleuze und Guattari erkennen daher die entscheidende Darstellungsform für rhizomatische Sinngefüge (ohne jede Bezugnahme auf Michel de Certeau) in einer Karte, die ständig neu gezeichnet werden muss, die also mit dem Territorium wächst, das sie beschreibt (vgl. ebd.: 20f.). Damit ist der Leser bei ihnen weder Flaneur noch Detektiv, sondern Entdecker und Kartograph einer sich rasant verändernden Landschaft kultureller Äußerungen:

Fassen wir die wichtigsten Merkmale eines Rhizoms zusammen: im Unterschied zu den Bäumen und ihren Wurzeln verbindet das Rhizom einen beliebigen Punkt mit einem anderen; jede seiner Linien verweist nicht zwangsläufig auf gleichartige Linien, sondern bringt sehr verschiedene Zeichensysteme ins Spiel und sogar nicht signifikante Zustände (*états de non-signes*). Das Rhizom lässt sich weder auf das Eine noch das Viele zurückführen. [...] Eine Struktur ist durch ein Ensemble von Punkten und Positionen definiert, durch binäre Relationen zwischen diesen Punkten und biunivoke Relationen zwischen diesen Positionen; das Rhizom dagegen besteht nur aus Linien: den Dimensionen der Segmentierungs- und Schichtungslinien, aber auch der Maximaldimension der Flucht- und Deterritorialisierungslinie, auf der die Vielheit abfährt und sich verwandelt. (Ebd.: 34)

Der Entdecker einer solchen Landschaft ist insofern grundverschieden von Umberto Ecos Detektiv, als dass dieser immer in einer historischen Welt beheimatet ist, in der alles Geschehen auf eine ›Ahnenreihe‹ von kausal gestaffelten Vorgängerereignissen zurückblicken kann. Er lebt gewissermaßen in derselben ›Wurzelwelt‹, in der sich auch das Museum konstituiert, in der nämlich vergangene Tatbestände uns Spuren hinterlassen, zwischen denen wir den Umriss einer historischen Welt zu zeichnen vermögen. Der Entdecker im Rhizom hingegen findet die sich ihm anbietende Sinnwelt immer wieder wie neu geboren vor – nicht umsonst denken Deleuze und Guattari das Rhizom vor allem aus der Perspektive von Mentefakten (nämlich Textsystemen), die im Gegensatz zu Artefakten nicht in der penetranten, Arendt'schen Dauerhaftigkeit des Materiellen ihre Ursprungssituation referieren. Das Rhizom soll dem Entwurf seiner Definitoren folgend überhaupt keine punktuellen Landmarken mehr aufweisen. Orientierung soll nicht mehr über klare semiotische Zuordnung von Signifikant und Signifikat funktionieren, sondern über die Interrelationen der Signifikanten zwischeneinander. Das Nächstbeste zu einem tatsächlichen Orientierungspunkt sollen Text-›Orte‹ sein, an denen sich Signifikanten besonders engmaschig verdichten. Diese Orte leihen dem zweiten Band von *Capitalisme et Schizophrénie* ihren Namen: Deleuze und Guattari nennen sie *Plateaus* (vgl. ebd.: 35).

5.2 PARTIZIPATION ALS RHIZOMATISCHES PHÄNOMEN

Diese Arbeit will überhaupt nicht versuchen, abschließend zu klären, inwiefern das WWW oder das Museum tatsächlich als rhizomatische Kulturererscheinungen betrachtet werden könnten. Sicherlich erfüllen beide eine Anzahl der genannten Kriterien: Beide weisen eine netzartige Organisation von Zeichen auf, die eben nicht nur Text sind, beide verbinden diese vernetzte Anordnung von Inhalten mit einer Vernetzung von Rezipienten und Produzenten, beide vermitteln Wissen eher in zweidimensional modularisierter denn in eindimensional sequenzierter Form, beide ordnen ihre Sinnbausteine eher horizontal in der Ebene als vertikal hierarchisiert an, beide stellen also ihren Rezipienten Virtualitäten des Wissens zur Verfügung und lassen ihnen einigen Spielraum bei deren Aktualisierung. Allerdings legen sowohl Netz als auch Museum darüber hinaus weitere Eigenschaften an den Tag, die entschieden unrhizomatisch sind: Beide bestehen eben nicht nur aus dynamischen Vektoren des Wissens, sondern auch aus Knotenpunkten. Im Museum sind diese als materielle Dinge in ihrer Verfasstheit nahezu unveränderlich, während digitale Objekte im Netz zwar prozedural entstehen, dabei aber Identitätsbedingungen unterworfen sind, die auf die spezifische Beschaffenheit von Verlinkungsgefügen und die Architekturen von Softwares zurückverweisen. Das Web besteht nicht aus Vektoren in Relation zueinander, sondern